



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Kuhn, Franz: China auf dem Wege zur Monarchie?

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



China auf dem Wege zur Monarchie?

Don Franz Kuhn



Unter den Problemen, die das heutige China bewegen, verdient zurzeit die Verfassungsfrage wieder erhöhte Beachtung. Hängt doch von ihrer endgültigen Lösung, die Einkehr geordneter und stabiler Zustände im Innern ab, die dem am chinesischen Markt interessierten auswärtigen, insbesondere auch deutschen Handel dringend erwünscht sein müssen. Nun scheint es ja, als ob jene Frage mit der vor zwei Jahren erfolgten Gründung der Republik bereits eine glänzende Lösung gefunden habe. Aber die Ereignisse der letzten Zeit beweisen doch, daß man sich in dieser Hinsicht keiner Täuschung hingeben darf, daß die Dinge vielmehr noch recht im Flusse sind, und die Zukunft noch manche Überraschung bringen dürfte. Freilich, einzelne Kenner des Landes haben die Errichtung der Republik von Anfang an mit Skepsis betrachtet und letzten Endes einen Bluff amerikanischer Geschäftspolitik dahinter vermutet, der wie alle Bluffs auf die Dauer nicht bestehen kann und schließlich an dem gesunden Empfinden des chinesischen Volks gleich einer Seifenblase in nichts zergehen muß. Diese wenigen Kenner haben allerdings nicht erwartet, daß die vorhergesehene Reaktion so prompt und mächtig einsetzen würde, wie es jetzt tatsächlich geschieht. Die Sprengung der republikanischen Kwo Ming Tang-Partei, Auflösung des Parlaments und der Provinziallandtage, Kaltstellung der wichtigsten republikanischen Führer, Rückkehr hervorragender Monarchisten ans Ruder, ferner vor allem die feierliche Bestätigung des gewohnten Konfuziuskultes und Wiedereinführung althergebrachter Staatsopfer — all diese Geschehnisse, welche die letzte Zeit in rascher Aufeinanderfolge brachte, bedeuten einschneidende Veränderungen des Verfassungssystems und vernichtende Schläge gegen den republikanischen Gedanken. Kein Zweifel, so wie die Dinge jetzt liegen, ist China nur noch dem Namen nach Republik, in Wahrheit wird es von einem Diktator, Yuan Schi Kai, regiert, in dessen Person sich heute Staatskredit und Staatsautorität ausschließlich konzentrieren, und dessen Machtvollkommenheit tatsächlich einer kaiserlichen gleichkommt. Es fehlt nur noch die äußere Bestätigung des vorhandenen Zustandes durch eine entsprechende Form.

Diese Entwicklung zeigt, wie sehr man sich hüten muß, den Einfluß der sogenannten westlichen Kultur auf China zu überschätzen. Man begegnet in dieser Hinsicht häufig den überschwänglichsten Vorstellungen, als ob in Folge

von Eisenbahnen, Maschinen und anderen technischen Errungenschaften, die heute ihren Einzug in China halten dürfen, die gesamte alte Kultur dieses Landes nun aus den Fugen und in die Brüche gehen müsse, und hört oft die übertriebensten Redewendungen von einem angeblichen „gewaltigen inneren Umbildungsprozeß“, von „Erwachen aus tausendjährigem Schlaf“ und dergleichen mehr. Eine Umbildung findet statt, aber sie dürfte sich nur auf äußeres beziehen. Auch Japan hat sich nur äußerlich modernisiert, im Geiste ist es das alte geblieben. China aber ist Japan geistig noch weit überlegen. Konnte daher der japanische Krebs — um ein chinesisches Bild zu gebrauchen — die fremde Kost so gut verdauen, dann wird sie voraussichtlich dem chinesischen Drachen noch weniger anhaben.

Die Chinesen sind ja keine Kinder und nicht mit halbwilden Schwarzen auf eine Stufe zu stellen. Sie wissen sehr wohl, daß der Mensch wertvoller ist als die tote Materie — ein Standpunkt, der allerdings im Westen gelegentlich nicht geteilt zu werden pflegt, — sie sind ferner durch ihren Meister Konfuzius darüber belehrt, daß das Glück nicht in äußeren Dingen, sondern in inneren Werten beruht. Der Gesichtspunkt des wirtschaftlichen Vorteils und des technischen Fortschritts, der ausländischerseits China gegenüber so gern in den Vordergrund gerückt wird, ist durchaus nicht geeignet, dort den erwarteten Eindruck zu machen. Die konfuzianische Staatslehre legt eben auf andere Dinge als nur äußeres Gedeihen und glänzende Technik den Hauptwert. Auch sind die Zeiten vorüber, da Europa für China ein Buch mit sieben Siegeln war. Längst ist eine chinesische Presse am Werke, über die Ereignisse im Ausland zu berichten, außerdem sitzen an allen westlichen Kulturzentren zahlreiche Beobachter aus dem Osten, die den Vorgängen ihrer Umgebung mit gespannter Aufmerksamkeit folgen. Darum weiß man heute in China längst, daß manche Länder trotz aller technischen Vollkommenheiten doch recht bedenkliche innere Mängel aufweisen, man hat ein besonders feines Gehör für die zahllosen Dissonanzen, die sich in der Gesellschaftsordnung manches Kulturstaates störend bemerkbar machen, und man nimmt natürlich mit einiger Überraschung wahr, daß in den Spalten der Tagespresse dieser Kulturstaaten die Berichte von Verbrechen und Korruption nicht aufhören wollen. Diese Wahrnehmungen haben in China begreiflicherweise ein gewisses Mißtrauen gegen die westliche Kultur ausgelöst, und man beginnt, sich wieder auf die eigenen Altäre zu befehen. Einen deutlichen Ausdruck dieses Mißtrauens bilden die schon erwähnten politischen Ereignisse der letzten Zeit. Kaum sind zwei Jahre der Republik vergangen, da reckt der chinesische Drache seinen Schuppenleib, und das ganze fremde Verfassungswerk, das man ihm angelegt hatte, fliegt davon gleich dürrem Laub. Es klingt bei diesem Vorgang etwas hindurch wie ein fernes asiatisches Hohnlachen als Antwort auf gewisse Versuche, an die Wesensart des Landes zu tasten.

Es erhebt sich jetzt die Frage, ob der Rückschlag gegen die Republik von nachhaltiger Kraft sein wird, oder ob eine baldige Wiederkehr der republikanischen

Bewegung zu erwarten ist. Bei der Entscheidung dieser Frage fällt schwer in die Waagschale das Verhalten des Volkes. In China gilt der Wille des Volkes als Stimme des Himmels. Nun ist es Tatsache, daß Yuan Shi Kais Maßnahmen gegen die republikanische Verfassung keiner nennenswerten Auflehnung im Lande begegnet sind; das Volk hat sich im ganzen schweigend dazu verhalten und in diesem Schweigen scheint Billigung zu liegen. Es ist auch nicht anzunehmen, daß Yuan Shi Kai, der kluge Politiker des Erfolges, der sich so trefflich auf Ausnutzung der herrschenden Stimmung versteht, jene schwerwiegenden Maßregeln getroffen haben würde, wenn er nicht die überwältigende Mehrheit der öffentlichen Meinung auf seiner Seite gewußt hätte. Schließlich gelangt man zu dieser Annahme auch aus allgemeinen Gründen, wenn man die ganze Veranlagung und Weltanschauung der Chinesen und ihr Verhalten in ähnlichen Fällen der Vergangenheit berücksichtigt.

In Zeiten politischer Störungen und ungeklärter Machtverhältnisse, wie sie stets nach dem Sturz einer Dynastie einzutreten pflegten, hat sich das chinesische Volk im wesentlichen immer mit einer passiven Rolle begnügt. Man wartet voll Ergebung auf den einen, den vom Himmel Gesandten, der sich als Held der Stunde erweisen wird, um seinem Ruf zu folgen.

Von Natur dem Fatalismus ergeben, groß im stillen Dulden, läßt sich das chinesische Volk lieber regieren als daß es den Wunsch hätte, selbst mitzuregieren. Das große Ziel seiner Sehnsucht war alle Zeiten hindurch der Tai Ping, das große Gleichgewicht oder die große Ruhe, jener harmonische Friedenszustand, da der einzelne ungestört leben und seinen Beschäftigungen nachgehen kann.

Tai Ping ist das uralte Losungswort der chinesischen Weltanschauung, die Nachahmung der Natur predigt und heute noch ebenso im Volke lebt, wie ehedem. China ist bekanntlich das klassische Land der Ahnenverehrung. Urvater und Urmutter der Menschheit aber sind nach chinesischer Auffassung der Himmel und die Erde. Ihnen soll man daher vor allem gleichen. Wer nun jemals länger in China gewohnt hat, weiß, daß dort das vorherrschende Gepräge der großen Natur, wie sie sich in lang hingezogenen Linien, in feierlichen Schwingungen, in gleichmäßigen Pulsschlägen offenbart, tatsächlich der Tai Ping, die große erhabene Ruhe bildet. Es folgt daraus, daß der Tai Ping, eine Art „Harmonie mit dem Unendlichen“, für den einzelnen Chinesen wie für seinen Staat das große Lebensideal ist.

Wer dem Volke dieses höchste Glück, den Tai Ping, zu sichern vermag, der kann in seinen Augen kein anderer sein als der Erwählte des Himmels. Man folgt ihm nicht nur willig, sondern heischt ihn geradezu als Herrscher, damit sein dauerndes Walten auch die Dauer des völkerbeglückenden Tai Ping verbürge. Hierin wurzelt die Kraft des monarchischen Gedankens in China.

Es läßt sich denken, daß republikanische Ideen zu dieser Weltanschauung schlecht stimmen wollen. Denn im Wesen der Republik mit ihrer Parteien-

herrschaft, mit ihrem häufigen Präsidentschaftswechsel, der naturgemäß jedesmal von heftigen inneren Stürmen begleitet sein muß, liegt gerade das Element des Wechsels, des Unbeständigen, Unberechenbaren inbegriffen, also genau das Gegenteil von dem chinesischen Ideal des Tai Ping.

Es ist ferner den Chinesen kein Geheimnis, daß die republikanische Staatsform besonders günstig für die Entwicklung einer Herrschaft des Kapitalismus und Materialismus ist. Diese Geistesrichtung aber mit ihrer brutalen Betonung der Zahl, ihrer Bewertung aller Dinge nach Geld, ihrem wilden Streben nach Gewinn als höchstem Lebenszweck, ihrer Rücksichtslosigkeit und Skrupellosigkeit bei der Wahl der Mittel zu diesem Zweck — kurz, alle diese Erscheinungen, die man am besten mit dem Namen „Yankeetum“ zusammenfassen kann, sind dem rechten Chinesentum zuwider und verächtlich, da sie in diametralem Gegensatz zu seiner Weltanschauung vom Tai Ping und zu seinen konfuzianischen Lehren stehen, die beide innere, Seelen- und Gemütswerte über alles stellen. Es besteht große Wahrscheinlichkeit, daß auch dieser Gesichtspunkt bei dem so rasch erfolgten Rückschlag gegen die Republik mitgespielt hat, und er dürfte ihre Aussichten für die Zukunft als recht gering erscheinen lassen.

Nach allem kann man nicht umhin, die Frage, ob sich China heute auf dem Wege zur Monarchie befindet, zu bejahen, und die nächste Frage ist natürlich die, ob man Yuan Shi Kai als künftigen Monarchen anzusehen hat. Hierauf ist die Antwort schwieriger zu erteilen, obwohl nicht zu verkennen ist, daß Yuan Shi Kai als der zurzeit Berufenste erscheint, weil er über die tatsächliche Gewalt, über Militär, Geldmittel und das Vertrauen der Fremdmächte verfügt. Aber es muß betont werden, daß in China Gewalt allein zu dauernder Anerkennung als Herrscher nicht ausreicht. Nach dem Sturz der westlichen Han-Dynastie — im Jahr 5 n. Chr. — behauptete Wang Mang lange Zeit eine ähnliche Diktatorstellung im Reiche wie heute Yuan Shi Kai. Trotzdem gelang es ihm nicht, eine neue Dynastie aufzurichten, und nach mehr als zehnjähriger Ausübung der Alleingewalt mußte er einem plötzlich vom Volk auf den Schild erhobenen Sproß der kaiserlichen Han-Familie Platz machen, der die östliche Han-Dynastie begründete. Ähnliche Fälle lassen sich aus der chinesischen Geschichte in Mehrzahl anführen. Das chinesische Volk verlangt von einem Herrscher vor allem gewisse persönliche Eigenschaften, die allein imstande sind, auf die Dauer die Geister der Millionenbevölkerung zu bannen. Diese besonderen Herrscherqualitäten finden sich am deutlichsten und schärfsten bei einzelnen Kaisergestalten der alten Zeit ausgeprägt. Das chinesische Volk pflegt das Andenken dieser alten Kaiser mit einer wunderbaren Verehrung und Anhänglichkeit. Will man vergleichen, so muß man hierbei an die Rolle denken, die beispielsweise im deutschen Volksleben die Gestalten eines Barbarossa, Karl des Großen und anderer spielen. Wer die Geschichte eines Volkes in die Hand nehmen will, kann die „Inponderabilien“ derartiger im Volksbewußtsein fortlebender Neigungen nicht ignorieren. Das gleiche gilt für China und besonders für dessen heutige Lage.

Aus diesem Grunde gewinnen jene chinesischen „Barbarossa“-Gestalten im gegenwärtigen Zeitpunkt ein besonderes Interesse, und es scheint lohnend, hier einige Hauptzüge von ihnen mitzuteilen, die es uns ermöglichen, ein Bild von ihrer Wesensart zu machen.

Vom Glanze der Verklärung umflossen, hebt sich aus dem Dunkel der grauen Vorzeit besonders die Lichtgestalt des Kaisers Jau, dessen Regierung angeblich von 2356 bis 2258 v. Chr. währte, also fast das biblische Alter von hundert Jahren erreichte. Seine Herrschertugenden feiert die geschichtliche Überlieferung, die noch heute im Munde des ganzen Volkes lebt, in folgendem Hymnus:

„Von Beginn seiner Regierung war Jaus' Herzensgüte unermesslich wie der Himmel, an Verstand glich er den Geistern, er war erleuchtet wie die Sonne. Ähnlich den Wolken, die die Felder befruchten, war er die Hoffnung des Volkes. Einfach und bescheiden gewann er alle Herzen. Weise und umsichtig handelte er stets erst nach reiflicher Überlegung. Was er tat, machte er mit möglichster Sorgfalt. Im Verkehr mit den Leuten zeigte er ungekünstelte Freundlichkeit. In der Regierung ließ er sich von der Vernunft leiten. Die Zartheit und Liebe, mit der er seine ganze Familie bis in die entferntesten Glieder behandelte, machten aus ihr einen Körper mit einem Herz. Die auf Gegenseitigkeit beruhende Liebe, die er begründete, drang in alle Schichten des Volkes. Jeder lebte glücklich zu Hause, alle waren von Verehrung und Liebe zu einem Fürst von solcher Güte erfüllt. Selbst die unterworfenen barbarischen Völkerschaften legten gern ihre bisherigen Gewohnheiten ab und folgten seinen Gesetzen. Eintracht und Freundschaft herrschte im ganzen Reich.“

Mit besonderem Nachdruck betont die Geschichte das selbstlose, väterliche Aufgehen Jaus für das Wohl seines Volkes. Es wird erzählt:

„Kaiser Jau hatte nur dann Ruhe auf dem Thron, wenn das Volk zufrieden war und seinen Geschäften nachging. Oft reiste er selbst im Lande, um sich von den Zuständen zu überzeugen. Mit Sorgfalt fragte er nach Armen, Witwen und Waisen, um ihre Not zu lindern. „Friert das Volk?“ sagte er oft, „so bin ich die Ursache.“ „Hungert das Volk — das ist meine Schuld.“ „Begeht es Verbrechen? — Ich bin der Urheber.“ Solche Gesinnung kam aus seiner wahren Liebe zum Volk, für das er Vater und Mutter, Sonne und Mond war. Unausprechliche Achtung und Verehrung war die Folge.“

Die Zeiten Jau's und auch seiner beiden Nachfolger Schun und Jü sind das goldene Zeitalter Chinas. Der Gedanke, daß ein Herrscher die persönliche Verantwortung für Wohl und Wehe seines Volkes trage, findet sich scharf ausgeprägt in folgender Episode, die aus dem Leben des Kaisers Tschong Tang (1766 bis 1753 v. Chr.) berichtet wird, der die Schang-Dynastie begründete und in China gleichfalls höchste Verehrung genießt. Die Geschichte erzählt:

„Unter der Regierung Kaiser Tschong Tang's herrschte eine siebenjährige Dürre. Der pflichttreue Kaiser hielt dies für eine Strafe des Himmels und

betrachtete sich selbst als schuldig. Bekümmert durch die Leiden der Bevölkerung, entkleidete er sich der kaiserlichen Pracht, zog ein Büßergewand an und bestieg den Berg Sanglin, wo er, zur Erde niedergeworfen, das Gesicht in Tränen gebadet, folgendes Gebet an den Himmel richtete:

„Erhabener Himmel, warum muß durch meine Schuld das ganze Volk grausame Not leiden? Wenn ich nicht die Pflichten meiner Stellung erfülle, wenn ich nicht genug darüber wache, daß das Volk die Tugend übe, wenn meine Paläste zu üppig sind, wenn ich den Frauen erlaube, übermütig zu werden, wenn ich nicht genug achte auf Treu und Glaube im Handel und Verkehr — gerechter Himmel, ich allein bin daran schuld. Laß auf mich deinen Grimm fallen! Hier ist dein Opfer, tritt es! Aber habe Erbarmen mit diesem unglücklichen Volk!“

Die Erzählung fährt fort: „Kaum hatte Tschong Tang sein Gebet beendet, als der Himmel sich bewölkte, und ein Regen fiel, der sich auf mehrere tausend Meilen in der Runde erstreckte und eine überreiche Ernte verschaffte.

Nachdem Tschong Tang dem Himmel gedankt hatte und nach Hause zurückgekehrt war, ließ er in das Becken, in dem er sich allmorgendlich das Gesicht wusch, folgende Worte eingravieren: „Sei eingedenk, dich täglich zu erneuern und mehrere Male täglich!“

Man sieht, welches Gewicht das chinesische Volk bei einem Herrscher auf innere Qualitäten, auf die Bestimmung legt. Aber auch in äußerlicher Hinsicht macht man sich bestimmte Vorstellungen von seinem Bild. In anschaulicher Weise zeigt das folgende Szene, die in der Geschichte des Kaisers Wu Wang geschildert wird. Wu Wang (1122 bis 1115 v. Chr.) ist der bekannte Gründer der Dschou-Dynastie und einer der volkstümlichsten Kaiser Chinas. In den chinesischen Annalen heißt es:

„Als Wu Wang seine Feinde bezwungen hatte, hielt er an der Spitze seines Heeres feierlichen Einzug in der eroberten Hauptstadt des Reiches. Mit anderen Flüchtlingen war auch Schang Jung, der einzige Minister des gestürzten Kaisers Dschou Hsin, in die Stadt zurückgekehrt, um sich inmitten der Volksmenge den Einzug des Siegers anzusehen.

Der Zug nahte in vorzüglicher Ordnung. An der Spitze ritt Pi Gung, der Bruder Wu Wangs. „Ist das unser neuer König?“ fragte das Volk Schang Jung. „Nein,“ erwiderte der, „sein Blick ist zu stolz. Des Weisen Miene ist bescheiden, in allem, was er unternimmt, scheint er eher ängstlich zu sein.“

Hierauf erschien auf prächtigem Roß Tai Gung mit einem Aussehen, das Furcht einjagte. Von seinem bloßen Anblick erschreckt, fragte das Volk Schang Jung: „Ist das unser neuer König?“ „Nein,“ war die Antwort, „den da könnte man, selbst wenn er ruht, für einen Tiger halten, für einen Adler, wenn er sich erhebt, im Kampf läßt er sich durch sein kochendes Blut zu ungestümer Hitze fortreißen. So ist der Weise nicht. Der Weise geht vor oder weicht zurück, beides mit Bedacht.“

An der Spitze einer dritten Abteilung folgte in würdevoller Haltung Dschou Gung. Als bald glaubte das Volk, das sei der König. Schang Jung verneinte abermals. „Dieser da blickt stets ernst und streng. Sein Denken zielt einzig auf Vernichtung des Schlechten. Obwohl er nicht der Sohn des Himmels, der Herr des Reiches ist, so ist er sein erster Minister und Lenker. Der Weise versteht durch seinesgleichen Furcht einzulösen.“

Als er noch sprach, erschien eine majestätische Gestalt, sein Blick war bescheiden, seine Miene ernst und doch zugleich mild, er war umgeben von einer Schar Ritter, deren ehrfurchtsvolle Haltung zeigte, daß sie ihrem Herrn folgten. Die Menge rief aus: „Kein Zweifel, das ist unser neuer König.“

„Er ist es,“ sprach Schang Jung. „Der Weise, der das Böse bekämpft und dem Guten hilft, bemeistert seine Empfindungen. Er verrät nicht seinen Zorn gegen das Erste, noch seine Freude beim Anblick des Zweiten.“ —

Das chinesische Volk verlangt vor allem von seinem Herrscher, daß er ihm durch seine eigene Person, seine eigene Führung ein Vorbild und daher stets bestrebt sei, sich persönlich zu bessern und zu vervollkommen. In welchem Maße Wu Wang dieser Forderung entsprach, wird in folgender Erzählung veranschaulicht.

„Eines Tages sprach Wu Wang zu seinem Erzieher Tschang Fu: „Gibt es noch eine schriftliche Aufzeichnung der bewunderungswürdigen Lehren der ersten Kaiser Huang Di und Tschuan Hsiu?“ „Sie findet sich im Buche Tan Schu, und wenn Eure Majestät seinen Inhalt zu hören wünscht, so bereite sie sich durch Fasten vor,“ erwiderte Tschang Fu.

Beide fasteten drei Tage. Hierauf trafen sie sich, in Feiergewänder gehüllt. Tschang Fu betrat einen Saal, Wu Wang blieb vor der Schwelle stehen, das Antlitz nach Süden gewandt. Tschang Fu bemerkte: „Die alten Herrscher pflegten sich nicht so gerade nach dem Süden zu wenden. Kehrt Euch nach Südost und schaut aufrecht nach Osten.“

Hiernach las er, selbst nach Westen gewandt, wie folgt:

„Demut, die mehr ist als Feigheit, ist lobenswert; Demut, von Feigheit eingegeben, ist unnütz. Daß Gerechtigkeit über die Leidenschaften herrscht, ist in Ordnung; Gerechtigkeit, untertan den Leidenschaften, erzeugt Verwirrung. Wer mühsig geht, verfällt in Ausschweifung. Wer ohne Demut ist, hat keine Aufrichtigkeit. Die Ausschweifenden und Unaufrichtigen fallen unrettbar und ernten Fluch. Die Demütigen und Aufrichtigen dagegen bestehen und ernten Segen. Diese Worte zeigen den Weg, die Tugend zu üben, dem Volk den Frieden zu erhalten und der Nachwelt tausendfachen Segen zu spenden.“

Als Wu Wang diese Worte hörte, zog er sich zitternd zurück, entschlossen, ihre Lehre in die Tat umzusetzen. Um sie nicht zu vergessen, ließ er sie überall in seinem Palast anbringen, an Wänden und Möbeln, selbst an den Gewändern. Auf die Platten der Tische ließ er die Inschrift eingraben: „Handle in allem mit Demut und Vorsicht, hüte dich, daß deine Zunge nicht Verwirrung stifte. Die Zunge vergiftet die besten Gedanken und zerstört ihre Wirkung.“

Auf den Spiegeln las man: „Beim Betrachten dessen, was vor dir ist, denke an das, was dahinter ist.“

An den Pfeilern und Säulen stand: „Sprich nicht: wie könnten sie einstürzen? Das würde der Anfang deines Endes sein. Sprich nicht: wie könnten sie Schaden erleiden? Das hieße, dich Gefahr aussetzen. Sprich nicht: wie könnten sie auch nur besudelt werden? Das hieße, dich an den Rand des Abgrundes bringen.“

Am Stock, den er in der Hand trug, ließ er die Worte einschneiden: „Wie leicht ist es, Haß gegen jemand zu empfinden und sich seinem Zorn zu überlassen! Wie sehr entfernen heftige Leidenschaften vom rechten Weg! Wie leicht verlassen die Reichen und Mächtigen ihre Pflichten!“

Auf seinen Gürtel waren folgende Sätze kunstvoll eingestickt:

„Wenn das Licht verlöscht, achte wohl auf den Weg, den du zu gehen hast. Schreite mit größter Vorsicht und immer in Furcht, das ist das einzige Mittel, dich der Gefahr zu entziehen.“

Auf seinen Schuhen las man:

„Sei wach in deinen Mähen; rastlos in der Arbeit, wirst du unfehlbar zu Reichtum gelangen.“

An seinen Tellern und Tassen stand:

„Trinke nur zur Stärkung deines Leibes; iß nur zur Erhaltung deines Lebens; verschmähe die Menge der Speisen, verhindere, daß man sie dir vorsetzt.“

An den Türen las man:

„Ein guter Name ist schwer zu erringen und leicht zu verlieren. Stell dich nicht wissend über Dinge, die du nicht verstehst. Sprich nicht, ich weiß es. Sonst, wenn es darauf ankommt, wird es dir unmöglich sein, dich aus der Verlegenheit zu ziehen, und hättest du übernatürlichen Verstand.“

An die Fenster ließ er schreiben:

„Opfere dem Herrn des Himmels mit Furcht und Demut. Wenn der Tag sich erhebt, versäume nie, ihn anzubeten.“

In sein Schwert ließ er die Worte eingraben:

„Bediene dich seiner nur für die Sache der Gerechtigkeit; dann wird es dir Gewinn bringen. Für eine ungerechte Sache gebraucht, wird es dir Unheil zutragen.“ —

Diese Angaben dürften bereits genügen, um eine ziemlich deutliche Vorstellung von dem Herrscherideal zu erwecken, das allezeit in der chinesischen Volksseele gelebt hat und noch heute darin lebendig ist. Es bleibt abzuwarten, ob es Juan Schi Kai gelingen wird, durch Anpassung an jenes Ideal die allgemeine Volkssympathie zu erobern, deren Besitz allein ihm die Dauer seiner heutigen Machtstellung gewährleisten kann.